

Marion Reichenbachs Vermächtnis

Max-Reger-Institut als Alleinerbe

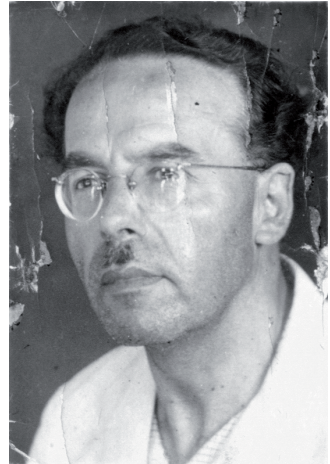
Marion Reichenbach, geboren am 25. Juni 1933 in Halle (Saale), gestorben am 3. April 2015 in Bonn, hat das Max-Reger-Institut in ihrem Testament aus dem Jahre 2006 zu ihrem Alleinerben eingesetzt und ihm ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Dem gänzlich überraschenden großzügigen Vermächtnis können wir nur auf zwei Weisen gerecht werden: Zum einen, indem wir ihr Vermögen nachhaltig für die Reger-Forschung einsetzen, zum anderen, indem wir ihr Gedächtnis wach halten. Letzteres ist keine leichte Aufgabe, da sie auch in Bonner Zeiten des Instituts keinen persönlichen Kontakt gesucht hat und es keine Verwandten oder Freunde gibt, die uns Auskunft über sie geben könnten. So habe ich versucht, aus ihren persönlichen Unterlagen neben den nackten Fakten ihres Lebenswegs die wichtigsten Aussagen über ihre Liebe zur Musik als Beweggrund ihrer Nachlassregelung herauszufiltern, wohl wissend, dass mein Bild ein löchriges Mosaik bleiben wird.

Überschattete Kindheit und Jugend in Halle

Ihr Vater Eugen Reichenbach wurde am 24. Februar 1892 in Osterode am Harz als siebtes von elf Kindern jüdischer Eltern geboren. 1927 heiratete er Charlotte Mollnau, die am 9. Juni 1896 in Halle geboren und dort in St. Georgen am 9. August 1896 evangelisch getauft und am 13. März 1910 konfirmiert worden war. Der gelernte Textilkaufmann zog nach Halle, das Adressbuch nennt ihn erstmals 1929 unter „Eugen Reichenbach, Manufakturwaren und Tuchversand, Jacobstraße 17“. In dem Mehrfamilienhaus mit acht Wohnungen, das den Großeltern Carl Mollnau († 1920) und Auguste Mollnau († 1939) gehörte, wuchsen auch die am 19. Januar 1931 geborene Karla und die am 25. Juni 1933 geborene Marion auf. Nach dem Sieg der Nationalsozialisten war der Vater als Jude mit dem zwangsweise zugeteilten Vornamen „Israel“ massivem Druck ausgesetzt, und auch die evangelisch getauften Töchter mussten starke Einschränkungen hinnehmen. Im September 1935 traten die Nürnberger Rassengesetze in Kraft, die Eheschließungen zwischen Juden und „Ariern“ untersagten; nach der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 wurden Marion und Karla als „jüdischer Mischling ersten Grades“, einfacher als „Halbjuden“ eingestuft, da sie von zwei volljüdischen Großeltern abstammten. Trotz reichsweiter Gesetzesregelung gab es regional unterschiedliche Auslegungen dieses Status: Sie mussten keinen Judenstern tragen und waren zumindest anfangs vor Verfolgung sicher; doch gab es Bestrebungen zur Verschärfung, besonders in den besetzten Ostgebieten, die bis zur Deportation in die Vernichtungslager führten; wirkliche Sicherheit gab es nicht. Die seit Einführung des „Gesetzes gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom 25. April 1933 eingeführten Bildungsbeschränkungen für „Mischlinge ersten Grades“ übten einen wachsenden Druck aus, bis sie mit Erlass vom 2. Juli 1942 vom Besuch der Haupt- und weiterführenden Schulen, ab Oktober 1943 sogar von Berufsschulen ausgeschlossen wurden.

Eugen Reichenbach musste sich, wie seine Tochter später einer WDR-Reporterin schrieb, „zwischen 1937 und 1939 täglich (!) bei der Gestapo ‚melden‘. Eines Tages hieß

es: ‚Buchenwald oder Shanghai‘!! Er wurde 1939 unter Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit mit 10 (i.W. zehn) Reichsmark nach Shanghai ausgewiesen – mit 47 Jahren.“ (3.7.1997 an Walburga Mahnemann). Wir kennen sogar das genaue Ausreisedatum vom 25. April 1939, denn Marion erinnerte später in einem Brief: „Heute vor 23 Jahren wanderte mein Vater nach Sh. aus.“ (25.4.1962 an Klaus Mylius). Sein Weg führte über Genua mit einer italienischen Schifffahrtsgesellschaft nach Shanghai: Er reiste auf der *SS Conte Biancamano*, auf demselben Schiff, auf dem der große Dirigent Fritz Busch schon am 15. Juni 1933 nach Südamerika ausgewandert war, weil er nicht wegsehen wollte und schon damals eine sichere Ahnung dessen hatte, was auf Deutschland und die Juden zukommen würde.



Eugen Reichenbach in Shanghai

Beklagte sich Marion Reichenbach noch 1997, dass es so gut wie keine Forschung zum Thema der Shanghai-Juden gebe, so sollte sich dies damals gründlich ändern: Den Auftakt gab die Ausstellung „*Leben im Wartesaal*“. *Exil in Shanghai 1938–1947*, die das Jüdische Museum in Berlin vom 4. Juli bis 24. August 1997 im Gropiusbau zeigte und mit einer Publikation begleitete. Eine Veröffentlichung in der Schriftenreihe des *Aktiven Museums Faschismus und Widerstand e.V.* aus dem Jahr 2000 *Exil Shanghai. 1938–1947* ließ in vielen Fallbeispielen das Leben in der fremden Welt, in die die Exilanten mittellos und völlig unvorbereitet geworfen wurden, plastisch werden. Dank der Forschung kennen wir selbst Eugen Reichenbachs Ankunftsdatum in Shanghai am 28. Juni 1939 (der Meldebogen mit der Signatur R 98725 ist auf der DVD des Buches *Exil Shanghai* abgebildet), bekannt ist auch seine Adresse von der Ausländerliste der japanischen Fremdenpolizei von 1944: Eugen Reichenbach, Alter 52, wohnhaft: 961 Tung Zangdze Lu, Beruf/Beschäftigung: keine(niell). Mit ihm suchten ca. 18.000 meist jüdische „staatenlose“ Flüchtlinge Zuflucht am letzten Ort der Welt ohne Visumpflicht. 1943 wurden sie von der japanischen Besatzungsmacht in ein Ghetto eingewiesen. Heute erinnern zahlreiche Veröffentlichungen an ihre Lebensumstände.

„Beschäftigung keine“ ist die karge Umschreibung eines elenden Lebens. Wie die Mutter ihrer Tochter Marion später berichten sollte, nahm die „jüdische Gemeinde in Shanghai ihn nicht auf, weil er 1916 ausgeschieden war und zwar aus dem Grunde, weil seine beiden Brüder, die sich freiwillig im Ersten Weltkrieg zum Militär gemeldet hatten, innerhalb kurzer Zeit gefallen sind und [er] deshalb nicht mehr an einen Gott glaubte. In Shanghai kümmerte sich dann eine alte Missionarin um ihn und aus diesem Grunde ist er dann auch dort zum evangelischen Glauben übergetreten.“ Sie schildert auch die Qualen durch „tropische Hitze und keine Nacht ohne hunderte von Wanzen“. (Charlotte Reichenbach am 1.12.1975). Da er keiner Jüdischen Gemeinde mehr angehört habe, sei er „von den in der Hauptsache amerikanischen Hilfsorganisationen nicht unterstützt [worden]“, wodurch es ihm finanziell ganz besonders dreckig ging“, schrieb sein Tochter

(18.5.2005 an Sabine Bode). „Er hat gehungert, sich Goldkronen entfernen lassen und seinen Ehering verkauft, um zu überleben. Er hat davon gelebt, zumindest zeitweise Zeitungen und Essen auszutragen und Wäsche zu waschen.“ (3.7.1997 an Walburga Mahnemann). Auch von Teller waschen und ähnlichen Hilfsarbeiten ist die Rede.

Die Mutter blieb mit beiden Töchtern zurück in der Jacobstraße 17 und verdiente den Lebensunterhalt der Familie als Buchhalterin. Marion Reichenbach war bei der Ausreise ihres Vaters noch nicht sechs Jahre alt und erst Ostern, das heißt knapp zwei Wochen zuvor, in die Grundschule eingetreten. Ihre Schulzeit während des Kriegs und in der Nachkriegs-DDR schildert sie düster: „Die Grundschule musste ich zwangsläufig bis zum Zusammenbruch besuchen, da ich als ‚Jüdischer Mischling I. Grades‘ nach den Nürnberger Gesetzen keine Mittel- oder Oberschule besuchen durfte. Nach dem Zusammenbruch wurde das Schulwesen der russischen Zone durch rigorose Entlassung aller der NSDAP angehörenden Lehrer völlig umgestaltet. Durch den Einsatz der Neulehrer, die [...] nebenher ausgebildet wurden, entstand ein ziemliches Durcheinander. Die wenigen noch von früher verbliebenen Lehrer flüchteten nach und nach in die britische, amerikanische oder französische Zone. Die Personalpolitik ging so weit, dass der Leiter der Berufs- und Handelsschule in Halle nach 1945 ein Herr war, der von Beruf Frisör war. Er gab Unterricht in ‚Gesellschaftswissenschaften‘. Ich ging daher 1950 von der Oberschule ab und nahm eine kaufmännische Lehrstelle an.“ Begleitend besuchte sie die Betriebsberufsschule, gab aber beides Ende September 1951 „aus familiären wirtschaftlichen Gründen“ auf (Erläuterungen zu ihrem Lebenslauf).

Sie muss schon damals von einem fanatischen Gerechtigkeitsinn gewesen sein, auch wenn sie sich damit persönlich schadete: Das Zeugnis der Betriebs-Berufsschule VEB in Halle vom 7. Juli 1951 bescheinigt ihr, sehr begabt und sehr fleißig zu sein. „Sie vertritt ihre eigenen Gedanken und setzt sich damit manchmal in Widerspruch zu den Anschauungen und Interessen der Klasse. Es wäre zu wünschen, dass sie sich bemüht, einen Ausgleich zwischen der Klasse und ihrer eigenen Person zu finden.“ Streitbar ist sie wohl immer geblieben – sie konnte nicht schweigen, wenn etwas unrecht lief und in ihren Augen verbessert werden musste. Auch das Abgangszeugnis der Betriebs-Berufsschule VEB in Halle vom 29. September 1951 bescheinigt ihr, sehr begabt und fleißig zu sein und sich sehr rege am Unterricht zu beteiligen. Ihr Verhalten wird als „offen und ehrlich“ – vielleicht zu ehrlich? – geschildert. Sie verlasse die Schule, da sie wegen Aufgabe ihrer Lehrstelle nicht mehr schulpflichtig sei.

Damals war ihr Vater seit vier Jahren aus dem Exil zurückgekehrt, und wir kennen sogar das genaue Datum: Die Historikerin Christiane Hoss hat anlässlich der Exilaustellung des *Aktiven Museums Faschismus und Widerstand* unter den Exil-Rückkehrern vom 27.4.1947 auch Eugen Reichenbach, Alter 55, wohnhaft in Halle an der Saale, aufgelistet. Die Entbehrungen des Exils hatten ihn stark verändert, er war krank und sicher auch verbittert geworden; weil er sich weigerte, SED-Mitglied zu werden, sollte er nie eine Entschädigung erhalten und als „Opfer des Faschismus“ anerkannt werden. Auch er war also ein allzu ehrlicher Mensch, um seinen Vorteil zu wahren. Er starb an den Folgen des Exils am 14. März 1953, woran die Mutter Marion am 15. März 1971 erinnerte: „Gestern vor 18 Jahren starb Dein Vater“.

Bei seiner Rückkehr war Marion 14 Jahre alt und es scheint ein schwieriges Zusammenleben gewesen zu sein. Der wortkarge Vater wird nicht viel über die schweren Exiljahre berichtet haben, die für die Tochter ein Geheimnis blieben, das sie später mit vielen Schreiben an Rundfunkanstalten, Forscher und Zeitzeugen aufzuhellen suchte. 1994 schrieb sie an Ignaz Bubis, den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, auch an die Zeitzeugin Liesel Ginzburg und an den Historiker Michael Woffsohn: „Ich bin daher schon seit Jahren auf der Suche nach Literatur über den Aufenthalt deutscher Juden in Shanghai während des 2. Weltkrieges. Jedesmal wenn – meist während der Woche der Brüderlichkeit – Shanghai erwähnt wird, habe ich mich mit den betreffenden Fernseh- oder Rundfunksendern in Verbindung gesetzt und auch die Jüdische Buchhandlung Salamander in München angeschrieben – um nachzufragen, ob irgendetwas darüber dokumentiert ist. Leider immer ohne Erfolg.“ (10.10.1994 an Michael Woffsohn). Noch im Mai 2005 erkundigte sie sich nach einer im Rundfunk interviewten Zeitzeugin namens Jörgensen: Ob sie ihren Vater gekannt habe, sei bei 20.000 deutschen Juden nur wenig wahrscheinlich. „Aber vielleicht kannte sie ihn doch, weil er ein ‚Exot‘ war und es ganz besonders schwer hatte.“ (18.5.2005 an Sabine Bode).

Schon früh musste Marion Reichenbach zum Familienunterhalt beitragen und ging dabei sehr zielstrebig und fleißig vor; von Anfang setzte sie auf Parallelarbeiten zum Geldverdienen und zur Weiterbildung. Nach einem Zeugnis der Volkshochschule Saalkreis vom 5. Juni 1953 war sie dort seit September 1952 als Stenotypistin tätig und übernahm auch Sekretariatsaufgaben. Ihr wird überdurchschnittliches Allgemeinwissen bescheinigt – und wieder ein sehr eigener Kopf: „In politischer Beziehung zeigte sie sich den Problemen der Gegenwart gegenüber aufgeschlossen, was in Form von Diskussionsbeiträgen bei der staatspolitischen Schulung zum Ausdruck kam.“ Sie verlasse die jetzige Stellung auf eigenen Wunsch.



Marion Reichenbach
beim Wettschreiben

Nach dem Tod ihres Vaters arbeitete sie seit Juni 1953 als Sekretärin und seit August 1953 auch als Haushaltsbearbeiterin an der dem Ministerium für Kultur unterstellten Zentralen Schule für Filmvorführer, während sie sich gleichzeitig an der Abendschule laufend weiterbildete. Ihr Zeugnis vom 29. Dezember 1954 betont, dass sie als Haushaltsberaterin den gesamten Finanzverkehr der Schule abzuwickeln habe, zudem als Dozentin für Stenographie an der Volkshochschule Halle-Stadt tätig gewesen sei und im Dezember 1954 die Prüfung als Stenographielehrerin abgelegt habe. Sie löse das Arbeitsverhältnis, „um ein ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechendes Aufgabengebiet zu übernehmen“. Dieses war eine Arbeitsstelle bei der Bezirksfiliale der Deutschen Notenbank, Halle, in der Abteilung Regulierung des Geldumlaufs, in der sie von Januar 1955 bis Ende Juli 1957 als Stenotypistin wirkte. Ob sie damals schon jene Grundkenntnisse erwarb, die sie zu einem ausgesprochenen Finanzgenie werden ließen?

Parallel dazu unterrichtete sie abends weiterhin Stenographie an der Volkshochschule und legte 1956 eine zweite Fachlehrerprüfung ab, diesmal in Maschinenschreiben, um eine Anstellung als Lehrerin an der Berufsschule zu erhalten. Doch als sie sich bei der Stadt Halle um eine Anstellung im Berufsschuldienst bewarb, erwartete sie eine schwere Enttäuschung: „Im Verlauf eines Telefongesprächs sagte mir ein Personalsachbearbeiter der Stadt Halle, ich böte 'nicht die Gewähr, die Kinder im sozialistischen Sinne zu erziehen'. Da ich nicht beabsichtigte, der SED beizutreten und im Schuldienst daher nicht ankam, floh ich 1957 aus der Ostzone.“ (Erläuterungen zu ihrem Lebenslauf). Ihre Schwester Karla und ihre Mutter waren ihr schon vorausgegangen und lebten in Bonn-Bad Godesberg, wo auch sie, lediglich mit einem „Pappköfferchen“ ausgerüstet, Anfang August 1957 eintraf, um sogleich eine Stelle an der Dresdner Bank anzutreten.

Orgelliebe – in Halle und Bonn

Eine ganz wesentliche Seite ihrer Persönlichkeit, die für das Erbe verantwortlich sein mag, wurde noch nicht angesprochen. Schon in Halle begeisterte sie sich für die Orgel, besuchte Konzerte und nahm Unterricht am Instrument ihrer Heimatgemeinde St. Georgen. Besonders beeindruckte sie das Spiel des damaligen Kirchenmusikdirektors in der Moritzkirche Heinz Wunderlich, eines Straube-Schülers. Als er im Dezember 1962, inzwischen ebenfalls in den Westen geflohen und sogleich zum Kirchenmusikdirektor an St. Jakobi in Hamburg berufen, ein Konzert in der Bonner Beethovenhalle gab, schickte sie ihm Blumen und schrieb: „Ich habe Sie aus meiner Heimatstadt Halle Saale in bester Erinnerung. Ihre Orgelzyklen genügten mir nicht: ich habe Sie oft schon früh gegen 8.00 Uhr in der Moritzkirche belauscht, das muß ich zu meiner Schande gestehen. [...] Als Sie einmal in meiner Gemeinde (Georgen) die dortige Organistin, Fräulein Bruschi, vertraten, war ich sprachlos, was Sie aus diesem romantischen Kasten, in dem das Oberwerk fast völlig unbrauchbar war, noch herausgeholt haben.“ Sie habe ihn damals gefragt, ob er ihr Unterricht erteilen könne, sei dann aber einige Zeit Privatschülerin von Kirchenmusikdirektor Schröter gewesen.

Ein Briefwechsel mit Klaus Mylius, dem später als Sanskrit-Forscher bekannt gewordenen Kollegen an der Volkshochschule, mit dem sie von 1952 bis 1957 liiert war, verrät sehr viel über ihre gemeinsame Liebe zur Orgel. Die Beziehung scheiterte an politischen Auseinandersetzungen, denn Mylius war ein überzeugter SED-Ge-



Marion Reichenbach an der Orgel
in Bad Godesberg

nosse; ihre Trennung und „Republikflucht“ kam ihm völlig überraschend. Doch blieb er ihr Briefpartner, der sie mit Noten versorgte und sich umgekehrt an Paketen mit westlichen Luxusgütern erfreute und über ihr Orgelspiel auf dem Laufenden gehalten wurde.

Zunächst einmal wurde ihr Gesuch, in der Bonner Kreuzkirche Orgel üben zu dürfen, Ende Mai 1958 abgelehnt, da die Orgel nur Schülern des Kirchenmusikdirektors Hans Geffert zu Verfügung stehe, dieser aber keine Zeit für weitere Schüler habe. Sie gab jedoch nicht auf – Hartnäckigkeit blieb ein Grundcharakterzug – und nahm bei anderen Lehrern – den Godesberger Organisten Klaffke und Fritz Ohl – Unterricht. Im November 1958 schrieb sie Mylius: „Seit zwei Monaten steht die Orgel bei mir wieder in voller Blüte. Ich bin so begeistert wie noch nie. Stell Dir vor, wir haben mit dem Keller angefangen (Übungen) Außerdem Bach 8 kl. Präl. u. Fugen, auch aus 7. Bd. der Orgelwerke. Dazu habe ich eine tolles Instrument zur Verfügung. Ist das nicht toll? Der Lehrer fördert mich ganz toll. Ich muß Trio spielen, Registrierung selbst suchen, transponieren u. ä. Ich habe an Technik – obwohl ich ein Jahr ausgesetzt habe – nichts eingeübt.“ (17.11.1958 an



Marion Reichenbach an der Orgel

Klaus Mylius). Ein Jahr später begleitete sie die Gemeinde schon in der Abendmusik. Auch eine Neuigkeit hatte sie nach Halle zu melden: „Neulich hörte ich einen ev. Rundfunkgottesdienst – aus der Hauptkirche St. Jacobi, Hamburg. Leitung des Chores und an der Orgel: Man höre und staune: KMD Heinz Wunderlich! Ja, Ja! [...] Ich vergrabe mich in meine Arbeit und in mein Orgelspiel.“ (3.12.1959 an dens.).

Aus dieser Zeit ist ein überschwängliches Bekenntnis zur Musik in einem Brief an eine in die USA emigrierte Verwandte ihres Vaters erhalten: „Urlaub? Ja, 65 Tage im Jahr und zwischendurch faulenz – nein Musik machen. Ein herrliches Leben! Ich bin noch nie so zufrieden gewesen wie jetzt. Ich glaube, ich wäre sehr unglücklich, wenn ich ein Hausfrauendasein führen müsste. [...] Und wenn ich keine Musik machen könnte – nicht auszudenken. Jeder Tag, an dem ich nicht musizieren kann, ist ein Verlust“. Im nächsten Sommer hatte sie große Orgelpläne: „Ich arbeite schon deshalb so intensiv, weil ich vorhabe, ab Mai nächsten Jahres bei Klotz Unterricht zu

nehmen. Ob daraus etwas wird, weiß ich nicht. Ein früherer Lehrer sagte mir neulich, ich hätte rein spieltechnisch fast das Zeug, B-Prüfung zu machen.“ Bildreich beschreibt sie ihre Begegnung mit Hans Klotz, Professor an der Kölner Musikhochschule und als Straube-Schüler Herausgeber der Orgelwerke in der Reger-Gesamtausgabe: „Plötzlich stand ein Riesenmann vor mir (Kleiderschrank, seltsam dunkle Augen, die den letzten Gedanken zu lesen vermögen, künstlerhaft, stämmig, wie mit Frischzellen präpariert, – dazu messerscharf). Stellt sich vor: Klotz. Jedenfalls fiel ich erstmal in Ohnmacht.“ Klotz

habe im Vorjahr die Orgel der Beethovenhalle eingeweiht. Er habe sie gebeten, zum Unterricht nach Köln zu kommen (August 1960 an Klaus Mylius).

Doch ergab sich damals eine andere Möglichkeit. Der von ihr verehrte Hans Geffert, der in ihren Augen selbst die beiden Straube-Schüler Wunderlich und Klotz übertraf, hatte sie eingeladen, ihm Klavier und Orgel vorzuspielen. Sein Urteil lautete: „Es ist schade, sie sind so rüdrig, fleißig und interessiert, dazu musikalisch überdurchschnittlich begabt, aber vollständig ‚vermurkt‘“. Davon sei sie eine Woche lang krank gewesen; denn wenn einer sagen würde, sie sei „eine Stenoniete, oder ich sei überhaupt etwas bescheuert, na schön, aber meine Musik ist ja alles für mich!“ Dennoch habe sie sich über seine Offenheit und Ehrlichkeit gefreut, auch wenn er ihren bisherigen Orgellehrern ein schlechtes Zeugnis ausgestellt habe. (27.9.1960 an Klaus Mylius). Nach diesem Auftakt nahm sie seit September 1960 Stunden bei Geffert und bereitete sich bei ihm auf das C-Examen vor. Die Zusammenarbeit war nicht unproblematisch: „Ich habe immer schreckliche Angst bei ihm.“ Sie habe gedacht, er halte sie für „eine völlige Niete“, nun habe er ihr aber eröffnet: „tolle Fortschritte, vor allem im Klavierspiel, Orgelspiel nicht so sehr“. Der Grund sei neben der Angst, dass sie auf einer nicht vertrauten Orgel spiele – sie müsse vor der Stunde Baldrian nehmen. „Sprachlos ist er über mein absolutes Gehör.“ (12.11.1960 an Klaus Mylius). Sehr ermahnte sie ihren Freund, ihr nachzueifern: „Bach und Reger (für letzteren habe auch ich jetzt eine große Vorliebe, Du schon damals) haben sooo schöne Sachen geschrieben, die Du Dir einfach nicht entgehen lassen darfst!“ (11.3.1961 an dens.)

Geffert, ein anerkannter Reger-Interpret, wird von 1976 bis 1986 Mitglied des Kuratoriums des Max-Reger-Instituts sein. Im Regerjahr 1973 verfasste er eine Abhandlung über Regers Orgelwerke, in der er sehr treffend Reger als „Meister des Gegensatzes“, aber auch „der reinen Spielfreude“ bezeichnete, der seine Kompositionsmittel oft mehrdeutig einsetze. Unter seiner Anleitung spielte Marion Reichenbach die beiden Hefte Opus 59, die sie Mylius als „großartige Musik!“ empfahl.

Mit ihrer Ehrlichkeit machte sich Marion Reichenbach auch in Bonn nicht nur Freunde. Nach einer wenig gelungenen *Elias*-Aufführung ging sie ihren Lehrer an: „Und im Übrigen habe ich dem KMD schwer Bescheid gesagt. Ich habe ihm gesagt, sie sagten nur alle schön ja und amen zu ihm. Es traute sich keiner, ihm etwas zu sagen, und das sei das, was ihm fehle.“ Sie habe keine Lust, sich während der Proben immer anbrüllen zu lassen. „Und man würde ihn ‚Löwe‘ nennen.“ (28.10.1961 an dens.).

Sie besuchte regelmäßig Orgelkonzerte und hatte ein sehr selbstständiges Urteil: „Klotz war übrigens neulich hier. U. a. spielte er Bach D-Dur und Reger op. 127. Es war sehr mäßig, weil er ein äußerst schlechtes Instrument zur Verfügung hatte. Ursprünglich wollte er nach erstem Üben absagen.“ Er habe dann dasselbe Reger-Werk auch für den Rundfunk eingespielt: „Ich habe mir es angehört: technisch einwandfrei, aber verflacht und zu wenig Seele.“ Klotz werde in der nächsten Saison in der Beethovenhalle auftreten. „Neben ihm Germani (der einzige, der besser als mein KMD spielt!), Schneider und Wunderlich, Hamburg. Wunderlich scheint alle Leute an die Wand zu spielen. Na, das darf ich nicht versäumen.“ (15.4.1962 an dens). Nach Wunderlichs Konzert mit Werken Bach, Duruflés und mit Regers *Choralphantasie* „*Wie schön leucht't uns der Morgen-*

stern“ urteilte sie: „Tolle Pedaltechnik, aber manualiter völlig Leipziger Schule (Straube). Das Ganze wirkte irgendwie antiquiert. Und die große Enttäuschung für mich war: der Geffert kann doch mehr“ (21.12.1962 an dens.).

Während sie sich konsequent für die C-Prüfung vorbereitete, erhielt Geffert einen Lehrauftrag für künstlerisches Orgelspiel an der Landeskirchenmusikschule Düsseldorf, und ihre Befürchtung, dass er seine Privatschüler aufgeben werde, sollte sich im November 1962 bestätigen. Die Absage traf sie, „14 Tage bevor ich ein nagelneues Bechsteinklavier [...] bekomme. Ich hatte Nervenzusammenbruch, habe 5 Tage nur geheult, war 14 Tage dienstunfähig“. (22.11.1962 an dens.). Der Abbruch der Stunden bei Geffert brachte einen tiefen Einschnitt in ihr Leben – sie selbst schrieb später, dass sie seitdem nicht mehr „die alte Mari“ sei. Das Kirchenmusikexamen gab sie auf, die Liebe zur Orgel und zur Musik aber blieb in ihrem Leben bestimmend. Nach dem Kauf des Klaviers stürzte sie sich auf das Klavierspiel und nahm Stunden auf. Die Noten, die sie dem Max-Reger-Institut hinterlässt, zeigen ein breites Repertoire, in der Orgelmusik von Frescobaldi und Scheidt über Bach, Liszt, Reubke und Reger bis zu den Franzosen, in der Klaviermusik von Bach über die Klassiker und Romantiker zu Tschaikowski, Debussy und Ravel.



Marion Reichenbachs Bechstein-Klavier mit Reger-Noten: *Blätter und Blüten*

Die Lehrerin

Ihren Beruf hat sie parallel zu ihrem Leben in Musik ausgeübt und wohl oft auch als notwendiges Übel gesehen. Die Stelle an der Dresdner Bank war wohl nur eine Übergangsregelung, die sie ihr Ziel, Lehrerin zu werden, nicht aus den Augen verlieren ließ. Seit April 1958 unterrichtete sie an der Kaufmännischen Privatschule Dr. Köster tagsüber Handelsschüler, abends Erwachsene, und führte ein sehr bescheidenes Leben in wechselnden möblierten Zimmern in Bad Godesberg. „Nebenbei“ beteiligte sie sich mit großem Erfolg an Wettstreiten und brachte es zu mehreren Preisen. Als sie 1964 das Dasein als „möblierte Zimmer-Dame“ restlos satt hatte (4.11.1989 an Frau Stroß), ließ sie sich als Fachlehrerin für Kurzschrift und Maschinenschreiben an die Kaufmännischen Bildungsanstalten I der Stadt Bonn versetzen, um in den Öffentlichen Dienst aufgenommen zu werden und Anspruch auf eine Wohnung geltend machen zu können; 1965 zog sie in eine bescheidene Einzimmerwohnung in der Irmintrudisstraße 2 in Bonn, in der sie bis 1982 wohnen blieb, um erst dann in ihre schon 1979 erworbene Eigentumswohnung in der Amsterdamerstraße 19 zu ziehen, die sie bis dahin aus Sparbarkeit vermietet hatte.

Angesichts der kärglichen Rente ihrer Mutter war es für sie eine große Genugtuung, nach sechs Jahren Unterricht an den Kaufmännischen Bildungsanstalten in das Beamtenverhältnis aufgenommen zu werden. Doch machte ihr der Beruf immer weniger Freu-

de, was wohl nicht nur an den vielen unbequemen Wahrheiten lag, die sie Kollegen und Schülern sagte (ihr von sämtlichen Kollegen unterschriebenes Abschiedzeugnis spricht ironisch von der „Akribie, mit der Sie die Einhaltung von Rechtsvorschriften und Disziplinarmaßnahmen vertreten und eingefordert“ habe), sondern auch an den technischen Entwicklungen – Maschinenschreiben verdrängte die Stenographie, was im Klassenraum für fortwährenden Höllenlärm sorgte, die ersten elektrischen Maschinen und schließlich Computer verlangten neue Qualitäten. Schon immer anfällig für Krankheiten und seit langem als Teilinvalidin anerkannt, ging sie schon im Herbst 1991 mit nur 58 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand.

Privat hatte sie großes Glück mit ihrem Lebenspartner Anton Jambor, der am 8. April 1927 als Sohn einer Ungarin und eines Tschechen im damals tschechischen, zwischenzeitlich ungarischen und heute ukrainischen Chust geboren wurde. Seit Ende der 1980er Jahre lebte sie mit ihm zusammen und gönnte sich mit ihm gemeinsam ihren einzigen Luxus: zum einen schöne Reisen in Deutschland und Europa (Verwandte in Israel hatte sie schon Anfang der 1970er Jahre besucht), zum anderen viele, viele Konzert- und Opernbesuche (mit Abonnements in der fünften Reihe des Bonner Theaters). Ansonsten trieb sie eine akribische Haushaltsführung, in der jeder Pfennig und Cent aufgeschrieben wurde. Durch einen Sturz wurde sie 2013 zum Pflegefall und lebte seitdem im Bonner Seniorenheim Haus Rosental, wohin Anton Jambor ihr nach einem halben Jahr folgte. Nach mehrfachen Krankenhausaufenthalten starb sie im April dieses Jahres, ihr Lebenspartner sollte sie nur wenige Wochen überleben.

Marion Reichenbach ist in ihrem Leben nichts in den Schoß gefallen. Dass sie bei ihrem Gehalt ein beachtliches Vermögen ansammelte, lässt nur staunen. Noch im Seniorenheim soll sie bis kurz vor ihrem Ende täglich die Börsenkurse studiert haben, Geldanlagen waren ganz offenbar ihr Hobby, und sie muss es darin zu großer Virtuosität gebracht haben. Sie überwarf sich mit vielen, denn ihr Gerechtigkeitsinn und der Drang, keine Missstände aufkommen zu lassen, ließ sie manche Unbequemlichkeit sagen und schreiben; möglich, dass sie durch das Schicksal ihres Vaters und seiner jüdischen Leidensgenossen besonders sensibilisiert war für das Unglück, das durch Wegschauen entsteht. Zugleich aber hatte sie ein großes Herz, unterstützte viele in der DDR gebliebene Verwandte und Bekannte, folgte dabei aber stets ihrem Credo, nie an Hilfsorganisationen zu spenden und lieber selbst zu kontrollieren, wohin ihr Geld ging. Dies ist dem Max-Reger-Institut zugute gekommen, bei dem sie sich sicher gewesen zu sein scheint, dass ihr Geld in guten Händen ist und ebenso sparsam wie wirksam eingesetzt wird.

Vielen, die mir Auskunft über Eugen Reichenbach gegeben haben, bin ich zu Dank verpflichtet: Der Historikerin Dr. Claudia Thorn, die speziell die Emigration der Hamburger Juden nach Shanghai erforscht hat (DokuSearch Thorn & Baumbach PartG), ebenso wie der Historikerin Dr. Christiane Hoss, die anlässlich der Berliner Ausstellung die Meldebögen, Shanghai-Adressen und Rückkehrerlisten erfasste und auswertete. Ich danke auch dem Leiter des *Aktiven Museums Faschismus und Widerstand*, Herrn Kaspar Nürnberg, sowie Herrn Roland Kuhne, dem Teamleiter *Zentrale Altregistratur* im Stadtarchiv Halle.

Susanne Popp

Titelfotos im Uhrzeigersinn aus den Jahren 1946, ca. 1956 und Anfang 1980er Jahre